

Fünfzehntes Kapitel.

Es kommt Hilfe vom Himmel.

Marie setzte sich auf den Stein an der Mauer in den dunklen Schatten der überhängenden Tannenäste, und verhüllte ihr Gesicht mit ihrem Taschentuche, das sie schon ganz naß geweint hatte. Ihr Innerstes war tief gerührt, und sie betete so innig, so heiß, daß es keine Lippe wieder erzählen könnte.

„O Gott,“ schluchzte sie einmal, „hast du denn keinen Engel, der mir den Weg zeige, wohin ich mich wenden solle?“

Da war es auf einmal, als nenne eine liebliche Stimme sie vertraulich bei ihrem Namen: „Marie! Marie!“ Sie blickte auf und erschrak. Eine helle Gestalt, schön und schlank wie ein Engel des Himmels — mit Augen, die von himmlischer Freundlichkeit glänzten, mit Wangen, die von dem sanftesten Rot, schöner als Pfirsichblüte, wie angehaucht waren, das Haupt und die Schultern von goldenen Locken umflossen, in einem langen Kleide weiß wie Schnee — stand wie verklärt in vollem Mondlichte klar und deutlich vor ihr. Marie schauderte zusammen, sank zitternd auf die Knie und rief: „O Gott, was seh' ich! Einen Engel des Himmels, der mir zu helfen kommt?“

„Liebe Marie!“ sagte die Gestalt freundlich, „ich bin kein Engel des Himmels. Ich bin ein Mensch wie du. Aber ich komme dennoch dir zu helfen. Gott hat dein frommes Gebet erhört. Sieh mich nur recht an; kennst du mich denn nicht mehr?“

„Gott im Himmel,“ rief Marie, „ja Sie sind es — Gräfin Amalie! O wie kommen Sie hierher, gnädige Gräfin — hierher, an diesen schauerlichen Ort, zu dieser nächtlichen Stunde, so viele Meilen von Ihrem Wohnorte?“

Gräfin Amalie hob Marien sanft von der Erde auf, schloß sie in ihre Arme, küßte sie unter Thränen und sagte: „Liebe, gute Marie! wir haben dir ein großes Unrecht